



Was hat Homer wirklich geschrieben? Keiner weiß das genauer als der Oxforder Altphilologe Martin L. West. Für den scheuen Präzisionsarbeiter bildet der Text der „Ilias“ eine epochale Schnittstelle in der dichterischen Erkenntnis der Welt.

BLICK IN DIE WERKSTATT

Von Johannes Saltzwedel

DICHTUNGS-DETEKTIV

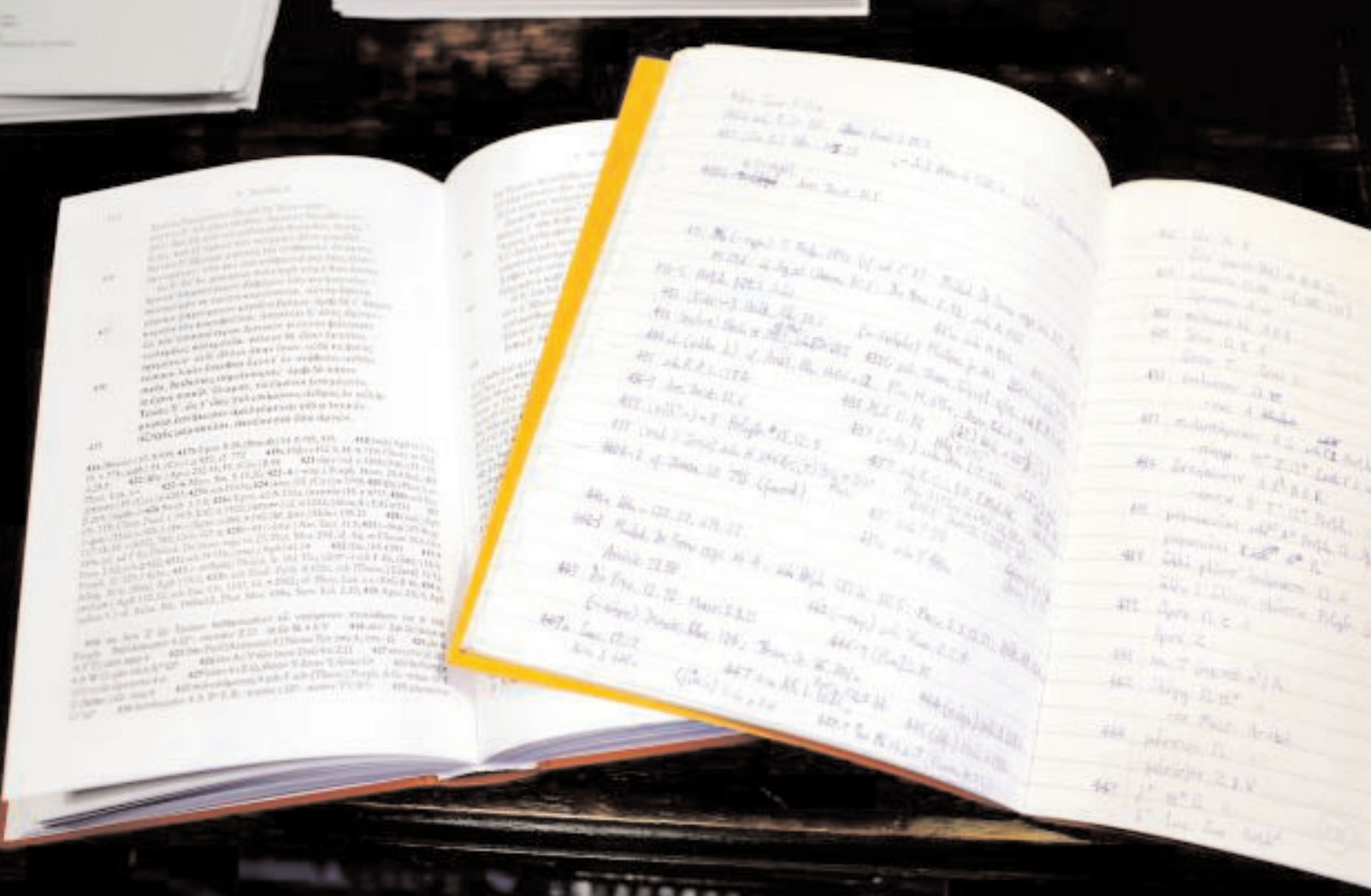
Seit Jahrzehnten ist Martin L. West unter den Spezialisten für altgriechische Dichtung eine Weltinstanz. Von den Werken des Homer-Zeitgenossen Hesiod bis zur Musiktheorie kennt er sich aus wie kein anderer. Mittlerweile hat der Philologe seine Forschungen über Europas Grenzen hinweg nach Osten ausgedehnt.

Aufgeräumter kann ein Gelehrtenzimmer kaum aussehen: zwei Schreibtische mit ein paar übersichtlichen Papierstapeln, an drei Wänden bis unter die niedrige Decke Bücher in Reih und Glied, dazwischen eine kleine Musikanlage zum Abspielen von Klassik-CDs. Wer käme auf die Idee, dass sich hier Fragen entscheiden, vor denen ganze Forschergenerationen kapituliert haben?

Zum Beispiel die Sache mit Homer. Wenn Martin Litchfield West, 70, den Fall schildert, klingt alles ganz einfach: Da sollte eine neue Ausgabe der „Ilias“ her – also begann der Gräzist hier, im Arbeitszimmer links neben der Eingangstür seines Oxforder Hauses, Gesang für Gesang nach dem besten Wortlaut zu suchen – einem Text, wie er sagt, „so nah wie möglich jener ‚Ilias‘, die der ursprüngliche Verfasser hinterließ“. Er verglich Handschriften, Papyri und die Einsichten früherer Jahrhunderte, erzog Überliefe-

rungswege, Fehlerquellen und dichterische Floskeln, bis er eines Tages das fertige Manuskript an den Verlag schicken konnte.

Was der scheue Philologe nicht erzählt: Weniges in seinem Fach könnte vertrackter sein als diese Fahndung nach der ursprünglichen Gestalt eines knapp 3000 Jahre alten Großgedichts. Durch zahllose Münder und Köpfe, über unzählige Abschriften und Drucke sind die mehr als 15 000 Verse gewandert, die vom Zorn des Achill und von Patroklos' Freundschaft, von Hektors Tod und Andromaches Trauer berichten. Für nahezu jeden dieser Verse finden sich in der langen Überlieferungsgeschichte Abweichungen, manchmal fehlen auch ganze Passagen. Wie sich schlichte Abschreibefehler, Rekonstruktionsversuche, Missverständnisse oder pure Erfindung entwirren lassen, ja, was einige Wörter überhaupt genau bedeuten, wird unter Fachleuten seit der Antike diskutiert.



Dutzende früherer Ausgaben, vielbändige Kommentare, unübersehbare Spezialliteratur, sogar eigene Homer-Lexika füllen die Regale gleich mehrerer Bibliotheken in Oxford. Schon die Vorstellung dieses gewaltigen Arsenalts nimmt durchschnittlichen Kennern der Materie den Mut. Aber Martin L. West ist eben kein gewöhnlicher Philologe. 17 Jahre war er Professor in London; fortan konnte er sich im legendärsten Gelehrtenclub des britischen Königreichs, dem Oxforder All Souls College, ausschließlich seiner Forschung widmen.

Seit über vier Jahrzehnten bringt dieser Mann, der jeden Abend gegen zehn Uhr einen aufgeräumten Schreibtisch hinterlässt, in verblüffendem Tempo kritische Editionen altgriechischer Literatur und bahnbrechende Grundlagenwerke über sie heraus. Dass man dafür neben souveräner Kenntnis der Sprache und ihrer verästelten Geschichte, ebenso des poetischen Handwerks und seiner Rolle im damaligen Alltag, auch Handschriften aus einem Zeitraum von mehr als 2000 Jahren entziffern können muss, solche Selbstverständlichkeiten erwähnt er erst gar nicht.

Wer sich im Textgestrüpp namens Homer nicht verfangen wolle, brauche „eine Arbeitsmethode, die keine Unordnung gestattet“, erklärt er mit vieldeutigem Lächeln. „Ich möchte ja nicht alle Abweichungen aller Manuskripte dokumentieren; es geht um die Auswahl der wichtigen.“

Zumindest darin fing er keineswegs bei null an. Ende des 19. Jahrhunderts hatte der Brite Thomas William Allen mit der entsagungsvollen Arbeit angefangen, so viele alte „Ilias“-Handschriften wie irgend möglich auszuwerten. In seiner dreibändigen Edition von 1931 drängeln sich am Fuß jeder Seite als

sogenannter Apparat scharenweise Varianten. „Bloß merkt man bald, dass Allen leider oft seine Notizen durcheinandergebracht hat und auch viel Belangloses meldet“, sagt West nüchtern. Darum nutzte er den reichen Fundus nur, um festzustellen, wo die Überlieferung bedeutsame Unterschiede zeigt. Anschließend trug er die Varianten von 19 sorgfältig gewählten mittelalterlichen Manuskripten aus halb Europa neu zusammen.

Frühere Philologen mussten zu diesem Zweck oft jahrelang von einer ehrwürdigen Bibliothek zur anderen fahren – doch das ist vorbei. „Zu reisen brauchte ich so gut wie nicht“, erzählt West. „Der kleine Mikofilm-Leser hier genügte. Sobald ich eine wichtige Abweichung fand, notierte ich sie Vers für Vers auf der linken Seite ganz gewöhnlicher liniierter Schulhefte.“ Als Nächstes kamen Varianten aus sämtlichen bis heute bekannten Homer-Papyri hinzu. Zwar enthalten die meist aus dem Wüstensand geborgenen Überreste, die so gut wie immer der Römerzeit entstammen, oft nur winzige Bruchstücke der großen Dichtung. Aber was auf ihnen steht, kommt dem gesuchten Urtext doch um viele hundert Jahre näher als die mittelalterlichen Abschriften.

Über 1500 Papyri wertete West aus, mehr als jeder vor ihm. Gleichzeitig kammte er sämtliche „Ilias“-Zitate in der antiken Literatur durch. Das sind einige: Homer war bis zur Ausbreitung des Christentums die wichtigste Schullektüre; er wurde dermaßen häufig (und vielfach aufs Geratewohl aus dem Kopf) zitiert, dass die Varianten manchmal nur mit Mühe auf den rechten Seiten der Westschen Arbeitshefte Platz hatten. Erst nachdem all diese langwierigen Vergleichsarbeiten abgeschlossen waren – „man

GEPRÜFTER WORTLAUT
In Schulheften trug West seine Homer-Notizen zusammen – Vers für Vers. Ein Konzentrat steht am Fuß jeder Seite seiner „Ilias“-Edition (l.): unter dem Text antike Zitate, darunter die Manuskript-Varianten.

Texte aus dem Müll
Was die beiden Archäologen Bernard Grenfell und Arthur Hunt seit 1896 aus der Müllkippe der antiken Stadt Oxyrhynchus in Ägypten in Blechkisten nach Oxford schickten, ist heute die wichtigste Papyrus-Sammlung der Welt. Nur ein winziger Bruchteil der im Wüstensand konservierten Dokumente enthält Dichtung, aber immer wieder kommen neue Fragmente zutage – oft von Homer. Nicht einmal zehn Prozent der Funde sind bis heute entziffert.



PAUSE FÜR DIE HELDEN
Auch Heroen wie Achill und Aias kämpften nicht ununterbrochen: Für ein Brettspiel zwischendurch blieb offenbar Zeit.

Schwarzfigurige Amphora des Exekias, um 540 v. Chr., Vatikanische Museen Rom

Denn kein anderes Wesen ist jammervoller auf Erden / als der Mensch, von allem, was Leben haucht und sich reget.

AUS DER „ILIAS“
Zeus trauert über das Los der Sterblichen

kennt die Verse hinterher nahezu auswendig“ –, konnte der Gelehrte sich an seine eigentliche Aufgabe machen: aus den Notizen einen möglichst originalgetreuen Text zu erschließen.

Wie man das macht, dafür wurden im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts immer feinere Regeln entwickelt – anfangs hauptsächlich von deutschen Altphilologen. „Textkritik“, deren Ruhm sich aus den Seminaren des legendären Berliner Gräzisten Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (1848 bis 1931) in alle Welt verbreitete, sollte methodisch präzise die Missgeschicke und Verzerrungen der Überlieferung korrigieren helfen, bis man dem ursprünglichen Wortlaut so nah wie möglich war. Autor des britischen Standardwerks in dieser Hardcore-Disziplin für mönchische Gemüter ist ein gewisser Martin L. West.

„Mönchisch? Mir kommt meine die Arbeit nicht so vor“, widerspricht der Gelehrte prompt. Entscheidend sei doch wohl die „Gedankenarbeit“, das Einfühlend-Schöpferische an der Sache. Natürlich hat West gleich über seinem Arbeitsplatz alle wichtigen Bücher des großen Wilamowitz griffbereit. Doch schon dieser Papst seines Fachs habe gewusst: Jedes Problem verlangt eine neue, besondere Lösung. „Er fragte die richtigen Fragen“, das sei das Vorbildliche an ihm gewesen. Außerdem habe Wilamowitz antike Autoren immer als Menschen sehen wollen. „Der Mensch hinter den Werken – das ist, finde ich, der richtige Ansatz“, meint West.

Nicht einmal den entrückten Dichter der „Ilias“ will er davon ausnehmen. Denn die vielen tausend kleinen Sprachindizien bilden für West ein Raster, das den ominösen Verfasser tatsächlich fast schon als Person erkennbar macht: Beheimatet war er im westlichen Kleinasien, einer Drehscheibe des Kulturaustauschs am Mittelmeer. Als geübter Vortragskünstler konnte er auf ein ehrwürdiges Reservoir mündlich überlieferter Götter- und Heldengesänge zurückgreifen. In jahrelanger Arbeit habe er dann schubweise das heute bekannte Epos zu Papyrus gebracht oder einem Schreiber diktiert. Auch dieser Vorgang, glaubt der Philologe, lasse sich noch weiter erhellen. „Welche Herausforderung hatte der Autor vor sich? Was will er, warum erzählt er so und nicht anders?“

Einer Antwort näher kann nur kommen, wer nicht allein die griechische, sondern auch die frühe Dichtung benachbarter Völker nach ähnlichen Geschichten, grammatischen Parallelen und anderem Vergleichsmaterial abzusuchen bereit ist. Genau das hat West während der vergangenen 15 Jahre getan. „Ich habe nicht erwartet, ein klares Szenario zu erreichen, wie die Dichter von ‚Ilias‘ und ‚Odyssee‘ zu ihrer Gestaltung gelangt sind“, schränkt er sogleich ein. „Wir werden es niemals genau wissen.“ Aber ein bisschen Mühe schien die Sache ihm doch wert zu sein.

Also schrieb sich der weltberühmte Experte 1991, sobald er die Pflichten der Professur los und nach

Oxford heimgekehrt war, für einen Anfängerkurs in Akkadisch ein, jener Sprache, in der die Babylonier und Assyrer dichteten. „Arbeitskenntnisse einiger semitischer Sprachen hatte ich mir schon vorher beigebracht.“ Zwei dicke Bücher hat West seither über die starken vorderasiatischen Einflüsse und die indoeuropäische Gesamttradition geschrieben, die zusammen mit den urgriechischen Elementen bei der Konzeption der „Ilias“ im Spiel gewesen sein müssen.

Von Ugarit bis Nordgermanien machte er literarische und sprachliche Übereinstimmungen ausfindig, ähnlich einem Genetiker, der anhand von Erbgutsequenzen Verwandtschaftsabstände abschätzen und so den Ursprung einer Art im Stammbaum des Lebens ermitteln kann. Homer wird aus diesem Blickwinkel zur epochalen Schnittstelle dichterischer Welterkenntnis. Und nicht nur Homer. West legt ein säuberlich getipptes zweisprachiges Manuskript auf den Tisch: Es sind die altpersischen Prophetenworte des Zarathustra, die er in den vergangenen Jahren aus Begeisterung neu übersetzt hat.

Begeisterung? Natürlich sagt er es nicht so. Er sagt: „Ich fand die bisherigen Übersetzungen alle irgendwo unzureichend. Am Ende habe ich eben selbst eine gemacht.“ Von Poesie schwärmen und sie zelebrieren, das sollen andere. Sein wahres Glück ist es, wie ein Code-Brecher am häuslichen Schreibtisch den Tücken der Überlieferung zu trotzen. Sogar die Meinung der Kollegen, vor allem ihre großspurigen Theorien, nehme er, wann immer es geht, erst nach getaner Arbeit zur Kenntnis. „Wenn man von dort aus anfängt, läuft man große Gefahr, in konventionellen Sichtweisen hängen zu bleiben. Es hat wohl auch damit zu tun“, ergänzt er mit vollendetem britischem Understatement, „dass ich eher faul bin und keine Lust habe, Unmengen von Sekundärliteratur zu lesen.“

Welchen Spaß ihm seine Arbeit tatsächlich macht, das lässt der große Methodiker nur ganz beiläufig durchblicken, in kleinen Zugaben. Am Ende seines atemraubend kompakten, zudem nach ehrwürdiger Sitte auf Latein geschriebenen Vorworts der „Ilias“-Ausgabe dankt er etwa einem Papyrus-Fotografen, der ihn während der Entzifferungsarbeit „potibus caffeinis, panibus zingiberatis“, also mit Kaffee und Ingwerkeksen versorgt habe. Oder er beschließt seine über immense Zeiten und Räume blickende Studie zur indogermanischen Dichtung mit einer siebenstrophigen, stabge-

reimten Elegie über den Tod eines Helden – wo sonst eine trockene Zusammenfassung stünde, bekommen ausdauernde Leser hier zur Belohnung ein vom Autor selbst konstruiertes Musterstück serviert, das die zuvor ermittelten poetischen Merkmale idealtypisch in sich vereinigt.

Solche kleinen Spezialisten-Gags, eine listige Formulierung hier und ein elegant verknapptes Argument dort, das ist seine Art von Dialog mit den Kollegen. Falls doch einmal jemand an seinen akribischen Text- und Thesengebäuden etwas zu nörgeln findet, dann weiß er sich durchaus zu wehren. Der Harvard-Gräzist Gregory Nagy etwa, der an Wests Szenario der „Ilias“-Entstehung die klare Trennung mündlicher und schriftlicher Überlieferung nicht akzeptieren wollte, fing sich die sarkastische Mahnung ein, er möge doch bitte versuchen, anstelle nebulöser Begriffe endlich die sinnvoll-präzise Beschreibung des Sachverhalts „in seinen geräumigen Kopf zu bekommen“.

Wie flink und findig sein eigener ist, will West bald in einem neuen Opus beweisen, das sich noch weiter als bisher aus dem Winkel akribischer Sprachgelehrsamkeit hervorragt. In einem eigenen Kommentar zur „Ilias“ möchte er die in den beiden vorigen Büchern erreichten Kenntnisse Vers für Vers auf die Geschichte vom Kampf um Troja anwenden.

„Ich finde es am spannendsten, mich in die Rolle des Autors zu versetzen“, sagt er. „Da gibt es einige Passagen, bei denen man annehmen kann, dass er sie selbst geändert hat. Teilweise fügt er ganze Abschnitte nachträglich ein.“ Der Autor selbst? Für einen Moment klingt es, als könne man über drei Jahrtausende hinweg Homer bei der Arbeit zuschauen: Wo lasse ich den Gott auftreten, wie schildert man das Gemetzel einer Feldschlacht, in welcher Reihenfolge klingen Achills Heldenworte möglichst effektiv? Als ob man eine meisterliche Schachpartie Zug um Zug auf Chancen und Risiken analysierte, so möchte West die bis ins Kleinste durchdachte Erzähllogik des Epos nachvollziehbar machen.

Niemand wird dann tiefer als er in die geistige Werkstatt am Beginn des Abendlandes geblickt haben. Niemand soll schließlich behaupten können, er sei dem genialen Gründervater der europäischen Poesie auf wissenschaftlich legitimen Weg näher gekommen als Martin L. West, dieser ergraute Gentleman in Oxford, der so perfekt den geistigen Abenteurer in sich zu verbergen weiß. ♦



FORSCHER LEHRMEISTER

Mit seiner Verehrung für Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (1848 bis 1931) steht Martin L. West nicht allein: Noch immer gelten die Ansichten des legendären Berliner Gräzisten im Fach als richtungweisend. Mehrere Schüler des forschen, meinungsstarken Gelehrten – Eduard Fraenkel, Rudolf Pfeiffer, Paul Maas – setzten seit 1935 als Emigranten in Oxford das textkritische Werk ihres Lehrers fort.